

Ruthi unter dem Kirschbaum. Nicht dem großen, in dessen mächtigen Ästen man herumklettern kann und unter dem sie eines Tages in taftendem hellblau-dunkelblau gewürfeltem Tellerrock mit kunstseidener Spitzenbluse und breitem Samtgürtel posieren wird. Eine zarte Mädchenblüte unter weißer Blütenpracht – warum nicht unter dem Pflaumenbaum, du Pflaume! kommentierte der ältere Bruder das fotografische Backfischunternehmen. Aber soweit ist es noch lange nicht. Nein, sie kauerte unter der kleinen Schattenmorelle, die einfach nicht wachsen will und im Schatten der größeren Obstbäume ihrem Namen alle Ehre gibt. Ein achtjähriges Mädchen im ausgewachsenen Dirndlkleid, mit spirrigen, vom Kopf abstehenden Rattenschwänzchen, die Lieblingspuppe im Arm, schaut strahlend auf ihr Gegenüber. Das ist sie selbst, Ruthi, heute. Aber um soviel Erfahrungen reicher. Die Lieblingspuppe Erika, im Mittelpunkt des Fotos, schaut mit knallblauen Augen und gleichmütig starrem Lächeln in die Welt, nun ja, sie ist die Hauptperson. Und Bewunderung gewohnt. Erika, Liebling und Wortführerin aller Geschwister. Erika, das ungeplante, unerwartete Kind mit den großen Zelluloidschnecken über den Ohren: in einer Minute erspäht und heiß gewünscht bei einem Einkauf im größten Kaufhaus der Stadt. Und gleich darauf einfach gekauft und in ihren Armen. Das unerwartete, aber weiß Gott nicht ungeliebte letzte Glied einer großen Puppenfamilie, die gehegt und gepflegt werden will, bekocht und benäht, ins Bett gebracht,

mit Schulranzen, Heften und winzigen Bleistiften versorgt. Nicht zu vergessen die Windeln, in die sie alle gelegentlich gepackt werden. Doch das ist lange her. Das war damals – im letzten Jahr.

Als die größten Glücksgefühle noch mit dem unerklärlich erregenden Duft zarter Woll- und Seidenfetzen und dem trappelnden Tretgeräusch der Nähmaschine zusammenfielen. Glück, das hieß mit allen Puppenkindern unter dem großen Zuschneidetisch wie in einer gemütlichen Höhle hocken, in die bisweilen die schönsten Stoffrestchen hinabfielen, im Hintergrund das Surren der Nähmaschine und die Stimmen der Schneiderin und des italienischen Hausmädchens. Die Schneiderin hieß Frau Becker, die war Kommunistin; deshalb wagte sie sich noch in das geächtete Haus. Das wusste Ruthi natürlich nicht. Damals war sie ja noch klein und uneingeweiht. Frau Becker? Die war ganz einfach die zuverlässigste Gratulantin, die zu jedem Geburtstag ein Päckchen mit den schönsten maßgeschneiderten Kleidern für die Lieblingspuppen schickte. Doch, wie gesagt, das ist sehr lange her. Heutzutage hockt sie nicht mehr unter Zuschneidetischen, heute baut sie sich die Höhlen im Garten. Besser noch: in allen Gärten. Denn die Zäune zwischen den Grundstücken sind herausgerissen worden und man kann quer durch das ganze große Geviert hinter den Häusern toben. Eigentlich haben sich das die Erwachsenen ausgedacht. Für ihre Welt. Damit sie bei Bombenalarm schneller in die

selbstgebauten Unterstände in den Gärten laufen können. Aber tagsüber tummeln sich da die Kinder. Manchmal wagen sie sich heimlich in die Unterstände, das ist natürlich verboten, doch deshalb weiß auch Ruthi, wie es in solchen Gräben aussieht. Nämlich ungemütlich. Sie fürchtet sich schon genug in ihrem Keller unter den hölzernen Stützpfehlen und dem ewig feuchten Kalkgeruch, da beneidet sie die anderen gar nicht um diese nächtlichen Ausflüge in die Gräben, in denen man die Bombengeschwader und Flakgeschosse noch stärker dröhnen und orgeln hört. Warum sie nachts nicht quer durch die Gärten in die Unterstände laufen? Das gehört eben zu diesem unbegreiflichen Gesetz, unter dem sie leben und von dem sie im letzten Jahr nichts ahnte.

Aber ich spüre doch gar nichts von dem anderen Blut in mir, hatte sie ihrer Mutter gesagt, als die sie vor ein paar Monaten auf den Schoß genommen hatte – was ja wirklich eine Zumutung war und erst im Laufe des Gesprächs zu einer Notwendigkeit wurde. Mein Blut sieht doch nicht anders aus ... Es wurde ein beklommenes Gespräch. Das Anderssein schwer erklärbar, also schwer akzeptierbar. Aber akzeptieren lernen musste sie es. So wie der Bruder, der eines Tages munter von der Judensau trällernd in die Haustür getreten war, dem neuesten Lied, das er gerade bei den Pimpfen gelernt hatte. Das war dann bald zu Ende. Sie entließen ihn, als seine Abstammung bekannt wurde. Da brauchte er nicht mehr zwischen Liedern zu unterscheiden, die

man singen und anderen, die man nicht singen kann. Und heute? Heute ist etwas Merkwürdiges passiert. Heute hat sie das unbegreifliche Gesetz nicht gelten lassen. Sie hat sich gewehrt, ja, zurückgeschlagen!

*Alenfeld, Irène: Der Kipod. Geschichten von Damals. S. 21-23. © AvivA Verlag.*